Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 27. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Gott sei Dank," stöhnte der Mann aus tiefer Brust. „Was war denn das jetzt, Mariele?"

„Ich weiß auch nit."

„War das schon öfter?"

„Nein. Heute das erstemal."

Sie erhob sich, taumelte noch ein wenig und lächelte doch dabei. Da nahm der Mann sie in seine Arme und drückte sie an die Brust. „Mariele, hast eine schwere Zeit gehabt. Ich — will's gutmachen."

Und das Mädchen, in dessen Augen die Tränen selten waren, drückte das Gesicht fest an des Hohlöfners breite Brust und weinte.

Unbeholfen strich ihr der Mann über die feinen Haare. „Mußt nit, Mariele, mußt nit. — Kannst du gehen oder soll ich dich tragen?"

Da löste sie sich aus dem Mannesarm, sah dem Bauern mit rührendem Lächeln in das Gesicht: „Tragen? Ich kann laufen. Es ist mir wieder gut." Sie drängte ihre Hand in die des Bauern. „Nit böse sein, gelt? Ich habe nix dafür gekonnt."

Sie gingen miteinander heim. Der Hohlöfner litt es nicht, daß das Mädchen mit auf den Hof ging, um beim Abladen zu helfen. Er brachte sie bis an das Häuschen der Mutter und drückte ihr die Hand. „Hast dir ein ordentlich Erntegeschenk verdient. Nute Nacht, Mariele."

Das kleine Erlebnis war dem Bauern gut. Von dem Tage an sah er nicht mehr nur in sich hinein, sondern auch wieder um sich her. Und siehe, es war viel da, sich zu freuen. Wenn er jetzt auf den abgeernteten Feldern hinter dem Pfluge schritt, die Griffe festhielt, daß die Arme schütterten, und die Pferde leise schnauften, dann ließ er den Blick über die Wälder im Osten gehen, suchte und fand seinen Sohn und sah allmählich einen vor sich, dessen Gesicht wohl harte Linien hatte, dessen Augen aber nicht müde und stumpf waren, sondern in festem Willen aufleuchteten.

Die Bäuerin merkte die Veränderung und machte das Mariele darauf aufmerksam. „Der Vater wird wieder anders."

„Ja, aber er zupft noch nit."

„Kommt auch wieder, Mariele."

Und es kam.

Kartoffeln und Rüben waren geerntet, die Kirmes war vorüber, über dem Lande lag alle Tage ein feiner Nebelhauch. Auch der letzte Schlehdornstrauch besann sich darauf, daß er seine Blätter dem Herbste opfern müsse und ließ sie langsam aus den Händen gleiten.

Da holten die Schönbacher ihre Dreschmaschine aus dem Maschinenhause. Anton Dreier säuberte den Kessel vom Staube, prüfte die Ventile, ölte und sagte: „Nun kann's losgehn. Jetzt wollen wir mal wieder Speck ansetzen." Er freute sich darauf, daß er nun acht Wochen lang werde jeden Tag Klöße und Schweinefleisch essen können, obwohl er wußte, daß es auch in diesem Jahr so gehen werde, daß er nach vier Wochen um ein Erbsengericht zum Mittag bitten werde.

Hopp, der Kessel klapperte und klirrte über die Schwelle. Danach kam die Maschine, die Emil Eckart nachgesehen hatte, und dann fand sich auch Ernst Wichmann ein, der an der Maschine der Ersatzmann war. Nun war alles beieinander, Kessel, Maschine und Menschen.

Rumpelnd fuhren des Hohlöfners Pferde den Kessel in Adolf Wiegands Hof, der in diesem Jahre zuerst dran war. Es war schon höllisch kalt. Jeden Morgen lag dicker Reif auf dem Grase. Aber es war doch im ganzen Dorfe, als ginge es auf eine Festzeit zu.

Dreschen war ein Fest! Die Nachbarn halfen einander aus. Der schickte seinen Knecht, der die Magd, der andere Sohn oder Tochter. Dieser oder jener kam auch selber. —

Die Nacht lag auf dem Lande, die gefrorenen Gräser klirrten und brachen bei jedem Schritte, da schürte Anton Dreier das Feuer unter dem Kessel, stellte die große Wanne zur Seite, in der der Sauger lag, paffte aus der kurzen Pfeife und plauderte mit dem Hausherrn. Er war ein bewanderter Mann, der Heizer, wußte, was von der Kohle und von jener zu halten war, kannte sich aus unter den Leuten im Dorfe und in den Nachbarorten und hatte mehr als eine Heirat gestiftet.

Gemächlich schritt er einher, legte den breiten Riemen auf, der vom Kessel zur Maschine führte, schlug einen Keil fester, guckte auf die Uhr, beäugte den Druckmesser und zog die Pfeife. Huiii, heulte es über das Dorf, schlug sich durch den Nebel und zerbarst am Waldrande. Huiii! Wohl fünf Minuten lang. Der Pfiff hatte die Wirkung eines elektrischen Schlages. Alle Nasen hoben sich witternd in die Luft. Den Kindern, die zur Schule gingen, ward der Weg sauer, die Knechte, die heute Säcke tragen mußten, spuckten zum ersten Mal in die Hände und erprobten, ob sich auch die Muskeln ordentlich spannten, die Mädchen suchten nach den Kopftüchern, und selbst den alten Weibern, die Spreu abtragen mußten, kribbelte es in den Fingern.

Eine reichlich halbe Stunde der zweite Pfiff. Anton Dreier hatte schon guten Druck auf dem Kessel und goß eben noch einen Schnaps in die Kehle, um auch innerlich auf Druck zu kommen. Nachher im Laufe des Tages trank er nur noch, um den massenhaft umherfliegenden Staub hinabzuspülen. Der Staub aber war zähe. Wenn der Abend kam, mußte der Mann ordentlich Klöße und Schweinefleisch vorlegen und das aufstoßende Fett hinabtrinken. —

Endlich kam der dritte Pfiff. Ganz kurz und befehlend: Habt acht, es geht los! Alles war auf dem Posten. Anton Dreier drehte das Ventil auf, zisch, zisch machten die Kolben, surre, surre sangen die Räder.

Und surre, surre sangen sie den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht, und das Jungvolk sang mit, wenn es nicht vor Lachen kreischte; denn die Maschinenmänner machten Witze, die mehr Staub aufwirbelten als die Maschine. Es war harte Arbeit, und Hand mußte in Hand greifen, aber

es war doch eine festliche Zeit. Und es war eine Zeit, in der die Erwartung in aller Augen stand; denn das Jahr hat nur eine Ernte, und das kommende Jahr liegt in den Ähren des vergangenen beschlossen. Die Garben zureichen, wissen am Gewicht, welcher Art der Bauer ist, dem sie die Frucht ausdreschen, und der Mann auf der Maschine läßt es langsam sickern, wenn ihm die schweren Halme durch die Hände gleiten, und läßt es rauschen und regnen, wenn er leichte Ware zwischen den Fingern hat.

Wartend aber stehen die Sackträger hinter der Maschine, haken an, heben ab. „Schlecht," sagen sie bei dem einen und schlagen die Arme übereinander und: „Sackerlot!" bei dem anderen und wuchten die hundertdreißig Pfund auf die Schulter. Auf dem Getreideboden aber steht der Bauer und hat die Kreide in der Hand. Bei jedem Sacke, der abgetragen wird, macht er einen Strich, und wenn eine Fruchtart ausgedroschen ist, dann überfliegt er zählend die Striche. Sein Gesicht ist bekümmert, wenn es ihrer weniger sind, als er erwartet, es ist zufrieden, wenn er seine Rechnung findet, und es geht lachend in die Breite, wenn er seine Erwartungen übertroffen sieht.

Einerlei wie der Tag war. Was fragt das Jungvolk danach? Der Abend kommt in jedem Falle, und der ist das Wichtigste am ganzen Tage.

Die alten Frauen, die Spreu abgetragen haben, sitzen beieinander und plaudern von denen, die den Kranz trugen und ihn nicht verdienten und wissen, wer auf die Freit geht und wie die Geldsäcke zueinander passen. Dann reden sie von denen, die aus dem Dorfe gingen und die hereinkamen, dann von den Preisen für die Ferkel und die fetten Schweine. Dazwischen trinken sie Punsch, bis die Augen glühen und die Gesichter glänzen.

Bei der Gelegenheit kommen auch des Hohlöfners Rudolf und das Mariele dran, und — es ist eine Schande. Eine Schande ist es! Was denn? Daß der Rudolf in die Stadt ging, oder daß er das Mariele freien will, oder daß der Alte fünftausend Taler verlangt? Es ist eben eine Schande, aber — — — der Hohlöfner ist der Hohlöfner!

Die Bauern sitzen am Tische und karten, und wenn Christian Lorenz 50 Pfennige verloren hat, dann läßt er die Pfeife ausgehen, weil es sonst zu teuer wird.

Das Jungvolk aber fragt nach dem allen nicht, das wartet auf Wilhelm Hercher, der den Ziehbalg spielt. Nun ist er da, nun quäkt die Harmonika, die Füße, die den Tag emsig hin und her gesprungen sind, schleifen im Takte über die Dielen, daß die Splitter fliegen, und die Hände, die heute die schweren Säcke auf den Rücken geschwungen haben, halten die Mädel fest, daß denen vor Lust der Atem vergeht.

So acht Wochen lang Haus bei Haus. Und das sollte kein Spaß sein? Draußen aber brauen die Nebel, die Bäume tropfen, und um die Ecke lugt Weihnachten.

Eines Tages, es ist gegen Ende November, kommt die Hohlöfnerin in das Berteles Häuschen. „Berteles Mutter, wir wollen übermorgen dreschen. Ich brauche das Mariele. Wir müssen backen."

„Freilich kann sie dir helfen." Dabei klopft die Alte den Flachs auf der Breche. Das Spinnrad fängt in seiner Ecke beinahe von selber an zu schnurren.

Sie braten, backen und kochen auf dem Hohlofenhofe, und der Bauer geht mit einem Gesicht ab und zu, auf dem Ernst und Heiterkeit streiten. So sehr er sich Mühe gibt, er ist innerlich noch nicht wieder der Alte, aber er spürt, daß es darauf zugeht. Heute früh hat er gepfiffen, und nur weil der dumme Knecht sagte, das hätte er lange nicht gehört, war der Bauer still gewesen. Hätte der Knecht den Mund gehalten, hätte der Bauer noch länger gepfiffen. Und noch ein anderes fiel ihm auf. Wenn das Mariele an ihm vorüber ging, zuckte es ihm in den Fingern, sie an den Zöpfen zu zupfen. Er überwand sich aber. Das Mariele blieb ungezupft.

Die Zeit der Vorbereitungen war vorüber, die Dreschmaschine stand auf dem Hohlofenhofe. Anton Dreier hatte zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male gepfiffen. Die Maschine surrte. Emil Eckart kriegte die ersten Garben. „Langsam!" brüllte er in die Scheune hinauf. Er konnte es nur tröpfeln lassen. „Sackerlot!" sagten die Sackträger und verausgabten im Laufe des Tages die Spucke literweise. Der Hohlöfner aber stand am Balken und machte Striche. „Dunnerlichting", sagte er nach etlichen Stunden, „seid ihr denn mit dem Korn noch nit fertig?"

„Noch lange nit!"

Da ward sein Gesicht ganz blank vor Freude.

Als er zu dem kurzen Mittagbrot hinabging, lief ihm das Mariele in den Weg. Da konnte er wahrhaftig nicht anders, da mußte er — zupfen.

Sie sah ihm lachend in die Augen.

„Er zupft wieder," sagte der Mann frohmütig.

Und: „Gott sei Dank, daß er wieder zupft," das Mariele und lief rasch wieder in die Küche.

Da stand die Bäuerin und arbeitete mit heißem Gesicht.

„Er zupft wieder," rief ihr das Mariele schelmisch zu.

Und: „Laß ihn zupfen," quittierte die Hohlöfnerin, lichte, erlöste Freude in den Augen.

Einen ganzen Tag und vom anderen drei Viertel surrte die Maschine auf dem Hohlofenhofe, und Heinrich Korn wußte zuletzt weiter nichts zu sagen als: „Das ist noch gar nit dagewesen! Ja, unser Herrgott und der gute Mist!" Wie oft er in der Zeit gezupft, das wußte weder er, noch das Mariele. Nur seine Frau hatte ihn einmal verwiesen: „Mach's nit gleich gar zu arg, Vater."

Am Abend des ersten Tages aber war es auf dem Hofe bügelhoch gegangen.

Minna Korn saß unter dem Häuflein der Alten, und Christel Müller hatte es gewagt, zu fragen: „Wird's denn nun was, Minna?"

„Warum soll's denn nit werden?" hatte die Bäuerin dagegen gefragt und ihr harmlos in das Gesicht gesehen.

„Tja, wir haben doch gehört . . . Sie soll doch fünftausend Taler mitbringen."

Und Minna Korn ganz ernsthaft: „Ist das etwa zuviel verlangt, wenn sie auf den Hohlofenhof kommt?"

„Gar nit, nein, nein, aber . . ." Und das Aber hatte hundert a gehabt.

Es tat den alten Frauen unendlich wohl, daß die Bäuerin so leutselig und so offenherzig war. „Sie hat das natürlich noch nit ganz beieinander, aber sie hat viel mehr, als man gewußt hat."

„Was du nit sagst! Man darf wohl nit wissen, wieviel?"

„Nein, Christel, das darf man nit. Aber das darfst du wissen, daß sie übers Jahr auf dem Hofe ist, und dann wird alles in der Ordnung zugegangen sein."

Inzwischen quäkte die Ziehharmonika lustig drauf los, und die Paare wirbelten, daß es eine Art hatte.

Der Hohlöfner saß neben den Kartenspielern, und der alte Humor war springlebendig in ihm. Er hetzte da und stachelte dort und lachte aus vollem Halse, wenn ihm einer auf den Leim gegangen war und die Pfennige aus der Westentasche kramen mußte.

Bei einer solchen Gelegenheit ward Christian Lorenz teufelswild, keifte auf den Bauer los und sagte, er möge sich mit seiner Scheinheiligkeit zu dem jungen Pack scheren, er, Christian Lorenz, habe das grüne Aß nehmen wollen, und das hätte den Stich gemacht. Der Hohlöfner habe auf dem Eichel-Alten bestanden, und nun hätte man den Dreck.

Heinrich Korn schlug ihm lachend auf die Schulter. „Ich geh bei die jungen Leute. Du bist mir zu grob, Christian."

Eben spielte Wilhelm Hercher einen Walzer. Da ging der Hohlöfner breitbeinig auf das Mariele zu.

„Komm, Mariele, wir müssen einen miteinander machen."

Hercher zerrte den Ziehbalg, daß er doppelt laut aufschrie, Korn umfaßte das Mariele und drehte es so zierlich und behutsam, als tanze er mit einer Prinzessin. Rund herum aber stand das Jungvolk, jauchzte und klatschte nach dem Takte in die Hände. Kein ander Paar tanzte. Des Hohlöfners Augen aber blitzten. Er drehte weiter, lachte nicht und hatte doch ein strahlendes Gesicht.

Das Mariele noch an der Hand, stand er im Kreise, sah rund um und sagte: „Denkt ihr etwa nit, ihr Schafsköpfe?"

Sie wußten nicht, was sie „nit denken sollten", aber sie lachten aus vollem Halse.

Einer der Sackträger ging auf den Bauern zu und wies ihm seine Hände. „So sehen sie aus! Und das hat einen Extralohn verdient."

Der Bauer aber lachte ihn aus. „Das sollen Bauernhände sein? So hat sie die alte Norle auch."

(Fortsetzung folgt).

Ein Sprung ins Ungewisse.

Skizze von R. Di Mayo.

Eine Bewegung des Erstaunens ging durch die Zuschauer des Luftfestes, als man einen der Geschäftsführer eines bekannten Unternehmens zu dem Flugzeug geleitete, ihm eine Art Rucksack umschnallte und ihn durch den Lautsprecher als Fallschirm-Amateur ankündigte. So etwas hätte man diesem bescheidenen Menschen nicht zugetraut. Seine männlichen Bekannten schüttelten verständnislos die Köpfe, während es etlichen jungen Mädchen um den netten Herrn René bange wurde.

Am meisten überrascht war eine Gruppe von drei Personen, bestehend aus Armand, dem anderen Geschäftsführer, dessen Freundin und Yakub jun., dem Sohne des Präsidenten des Verwaltungsrates. Armand ärgerte es, seinen jüngeren Kollegen im Mittelpunkte allgemeiner Bewunderung zu sehen. René war ihm wegen seiner Ehrlichkeit, die er als Strebertum betrachtete, unsympathisch, weshalb er ihn bei jeder Gelegenheit der Direktion als Waschlappen schilderte, der unfähig sei, einen Betrieb zu leiten. — „Reine Wichtigtuerei!" sagte er wegwerfend, was ihm einen mißbilligenden Blick seiner Freundin zuzog, die eine geheime Neigung für René hegte und sich auch sonst gern mit Armand zankte. „Eine Spielerei!" beharrte Armand, „die Fallschirme sind geprüft und öffnen sich natürlich immer."

Das Fräulein war nervös geworden. „Es fragt sich nur, ob René überhaupt will, daß der Fallschirm aufgeht", bemerkte sie düster.

„Aber, Fräulein, er wird sich doch nicht absichtlich umbringen! Dazu hat er wirklich keinen Grund", antwortete erstaunt Yakub jun., in dem Bewußtsein, daß er René ein anständiges Gehalt bezahlte.

„Man kann nie wissen, Herr Yakub. Achtzig Prozent der Selbstmorde geschehen aus lächerlichen Ursachen . . ." — „Das hast du aus der Zeitung, Liebling", unterbrach Armand sie. — „Sei du nur ruhig", fuhr seine Freundin ihn an. „Du an erster Stelle! Wenn ihm etwas zustößt . . ." — „So ist das womöglich meine Schuld. Ich habe ihm doch nicht gesagt, er soll in der Luft herumfliegen. Im Gegenteil, wenn ich es gewußt hätte, hätte ich ihm abgeraten." — „Stell dich nicht dumm, mit deiner Scheinheiligkeit! Du weißt ganz gut, was ich meine. Wenn man einen damit zur Verzweiflung treibt, daß man ihn immerfort in seiner Ehre kränkt . . ." — „Was heißt Ehre?" — „In seiner Eigenliebe, wenn du willst. Ihr Männer seid ja doch alle furchtbar kindisch." — „Ich finde es jedenfalls indisch von einem Manne in seiner Stellung, solche Akrobatenstücke aufzuführen. Das schädigt auch das Ansehen der Firma." — „Wenn er nur sonst die Firma nicht schädigt . . . hm!"

Das Flugzeug kreiste über ihren Köpfen und gewann an Höhe. Die Dame biß vor Aufregung in ihr Taschentuch.

„Hast du etwa einen Tag aufgehört, ihn herabzuwürdigen, seit er bei euch eingetreten ist? Hast du ihn nicht immer in die Ecke gedrückt und ihn nichts anrühren lassen?" — „Als wenn das ein Vergnügen wäre, daß ich alles allein machen muß!" — „Du wirst ja wissen, warum du alles allein machst. Man läßt sich nicht gern in die Karten sehen, nicht wahr?" Armand warf ihr einen finsteren Blick zu und deutete auf Yakub jun., der jedoch mit offenem Munde das Flugzeug verfolgte und scheinbar nichts gehört hatte.

*

René befand sich in dem aufsteigenden Flugzeug und wunderte sich über seine Ruhe. Alles verlief, wie er es sich dutzendmal vorgestellt hatte. Es schoß ihm zwar durch den Kopf, daß er auch hätte zu Hause bleiben können, da er seit zwei Tagen eine andere Stellung gefunden. Trotzdem war es noch eine Befriedigung, Armand und seiner Bande zum Abschied zu beweisen, daß René nicht der Schwächling war, als den sie ihn hinzustellen beliebten. Auch lag es ihm als Mann fern, seine Entschlüsse zu widerrufen, und als ehemaliger Offizier fürchtete er das Ende seines irdischen Daseins weniger als den Verdacht der Feigheit.

Der Pilot gab das Zeichen. René erhob sich, wie automatisch, mit einem kleinen Lächeln um den Mund. Es gibt Fallschirme, die sich öffnen, und solche, die es nicht tun. Noch einige Sekunden, und man würde wissen, ob . . .

Die Felder tief unten und das Sausen des Windes um das schwankende Flugzeug, auf diese Eindrücke war er vorbereitet. Der Augenblick kam heran. So, wie René es sich vorgenommen hatte, warf er sich in die Luft.

*

„Jetzt kommt er!" riefen die Leute, die durch ihre Ferngläser sahen, wie sich an Bord des Flugzeuges etwas rührte. Das Fräulein zerriß das Taschentuch zwischen den Zähnen. — „Wissen Sie, warum er sich umbringt?" scherzte Yakub. „Um seine Lebensversicherung einzukassieren." — „Dazu ist er nicht raffiniert genug", spottete der unverbesserliche Armand, der noch zu lernen hatte, wie weit eine nervöse Frau gehen kann. „Du mit deiner Raffiniertheit!" zischte sie. „Es sind nicht alle Leute so raffiniert wie du, Sachen einzukassieren, die . . . hm!" Yakub jun. hatte scheinbar wieder nichts gehört.

Ein dunkler Punkt fiel aus dem Flugzeug, darüber zeigte sich ein heller Strich, der sich zu einer kleinen schneeweißen Wolke entfaltete.

Als die Gestalt, wie ein Hampelmann Arme und Beine bewegend, herabschwebte, fühlte die junge Dame einen beginnenden Katzenjammer. Diese Dinge hätte sie nie sagen sollen. Wenn Yakub sie gehört hatte, war Armand zu mindestens einem Jahre Ehrlichkeit verurteilt, wenn er nicht überhaupt hinausgeworfen wurde. Sie hatte die Henne geschlachtet, die ihr die goldenen Eier legte. Jetzt war sie auf Armand erst recht wütend, wie man auf jemanden zornig ist, dem man etwas Böses angetan hat.

*

„Neuigkeiten, Papa!" rief Yakub jun., als er nach Hause kam. „René ist mit einem Fallschirm abgesprungen!" — „Ist er?" antwortete Yakub sen., der halb schlafend in einem Klubsessel lag. — „Armands Freundin ist frei, wenn dich das interessiert." — „Nein, gegenwärtig nicht mehr." — „René hat uns gekündigt." — „Niemand ist unersetzlich", gähnte Yakub sen. — „Und der andere stiehlt, Papa!" — Yakub sen. wurde plötzlich ganz wach.

Das Schicksal des Inka-Schatzes.

Zu dem sensationellen Fund in Südamerika.

Der Rechtsanwalt Julius Torres aus Ecuador soll den regulären Inka-Schatz gefunden haben. Die Schriftl.

Die Wiederentdeckung der letzten Nachkommen der Inkas, jenes Herrschergeschlechtes, das vor beiläufig vierhundert Jahren von einer Schar gewissenloser Abenteurer vom peruanischen Thron gestürzt wurde, beschäftigt seit langer Zeit wissenschaftliche Forschung und Phantasie der weißen Rasse. Nachdem der frühere Straßenräuber Pizarro auf verräterische Weise den Inka-König Arahualpa gefangen genommen und von ihm ein ungeheuerliches Lösegeld verlangt hatte: das Zimmer, in dem sich der „Sohn der Sonne" befand, bis zur Decke mit Gold zu füllen, und nachdem dieser märchenhafte Schatz tatsächlich dem habgierigen Spanier ausgeliefert worden war, haben sich verwegene Glücksritter, kühne Entdecker und wissenschaftliche Forscher vergeblich abgemüht, die übrig gebliebenen Reichtümer der Inkas zu gewinnen und auf die Spur der geheimen Hauptstadt jener merkwürdigen Dynastie zu gelangen. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß Francesco Pizarro schmählich sein Wort brach und den unglücklichen Fürsten, den er durch einen feigen Überfall in seine Gewalt gebracht hatte, nach Bezahlung des Lösegeldes erwürgen ließ.

Eine uralte Kultur, die in vieler Beziehung heute noch nicht erreicht ist, ging damals zugrunde, und Barbaren, die sich Christen nannten, zerstörten soziale Einrichtungen, die für uns heute noch mustergültig sind. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß in jenem glücklichen Land die soziale Frage gelöst war, daß es dort keine Armen gab, daß das Eigentum als heilig galt, und daß es bisher nirgends gelungen ist, das Ideal, das die Inkas verwirklicht hatten, wieder zu erreichen.

Die Jagd nach dem Schatz der Inkas nahm bald nach der Ermordung des letzten einheimischen Herrschers von Peru ihren Anfang. Man wußte, daß mit dem Lösegeld, das für die Befreiung Arahualpas bezahlt wurde, noch lange nicht die ungeheuren Goldvorräte, die die Inkas aufgehäuft hatten, erschöpft waren; und schon seit dem 16. Jahrhundert versuchten kühne Reisende, vor allem der berühmte

Sir Walter Raleigh, die alte Hauptstadt der Inkas und den Inka-Schatz zu entdecken. Alle Bemühungen waren aber bisher vergeblich gewesen. Jetzt hört man, daß der sagenhafte Schatz in einem armseligen Indianerdorf in den Anden gefunden worden ist.

Dieser Entdeckung ging vor einigen Jahren eine wichtige Publikation des französischen Forschers George Brosseau voraus, dem es gelungen war, die geheimnisvolle Hauptstadt Perus und die letzten Überbleibsel der Inkas aufzufinden. Brosseau berichtete kurz die Geschichte der letzten Inkas, wie sie ihm vom Hohenpriester der letzten Reste der Urbevölkerung Perus geschildert wurde:

„Die herrschende Nation der Quichuas und Aymara hatte ihre Oberhoheit über das weite Land von Parou (Peru) aufgerichtet. Diese Herrschaft, die mehr durch Milde und Gerechtigkeit erworben wurde, erstreckte sich immer weiter nach allen Richtungen, vom Pacific bis zu den großen Wäldern des Ucayali und von Norden nach Süden auf den weiten Hochebenen der Kordilleren und Anden, so reich an Gold, Silber und anderen Metallen, die wir ausbeuten. Unsere Vorfahren lebten glücklich in ihrer großen Stadt von 100 000 Einwohnern, der ersten Residenz unserer Herrscher, Tambu-Tocco, die nördlich von Cuso in den Pässen des Urubamba lag.

Unsere Herrscher, die dieser Stadt entstammten, hatten hier große Reichtümer aufgestapelt. Plötzlich drang zu ihnen die furchtbarste Nachricht: Krieger mit blassem Gesicht, von Norden kommend, Spanier, die, wie man erzählte, Mexiko und auch andere Länder bereits verwüstet und ausgeplündert hatten, waren an den Küsten von Peru gelandet. Die eisengepanzerten Barbaren trotzten ungestraft unseren Lanzen und Pfeilen. Mit Musketen bewaffnet, streuten sie aus der Ferne Kugeln, Schrecken und Tod auf unsere wackeren Verteidiger. Sie töteten die Bewohner unserer Städte und Dörfer, raubten und plünderten und zeigten vor allem größtes Verlangen nach Gold und Goldgegenständen.

Seit einem Jahre dauerten bereits diese Greuel, aber die herrliche Residenz der Inkas, Tambu-Tocco, war inmitten der Wälder den spürenden spanischen Banden entgangen. Der Grund war der, daß gleich zu Beginn des Einfalles unsere Väter sorgfältig überall die Spuren der Straßen und Wege, die die Eindringlinge zu unserer ehemaligen Hauptstadt führen konnten, vernichtet hatten. Als sich aber die Nachricht verbreitete, daß der letzte Kaiser, aus dem edlen Geschlechte den Heldentod unter den Schlägen der spanischen Inquisition erlitten hatte, ohne verraten zu haben, wo sich der so begehrte Schatz befinde, wurde der Beschluß gefaßt, sofort auszuwandern.

Die heilige Stadt der Inkas wurde vollständig geräumt und ihre Einwohner, etwa 120 000, vertrauten sich der zu dieser Jahreszeit günstigen Strömung des Ukayali auf Tausenden von Booten und Flößen an, um sich eine neue Heimat zu suchen. Sie wurden von zwei Tamouchis, kaiserlichen Prinzen, geführt: Tumuc Humac und Mango Humac.

Durch welchen Verrat, ob eigennützig oder nicht, Pizarro von dem überwältigenden Auszug dieser großen Masse, reich durch die mitgeführten Schätze, erfuhr? Wir wissen es nicht! Sicher ist nur, daß er seinen Leutnant Francisco Orellana an der Spitze einer kleinen, für dieses Unternehmen trefflich ausgerüsteten Armee auf die Verfolgung der Flüchtlinge sandte. Er erhielt den Befehl, ihnen alle Reichtümer wegzunehmen, die Alten und die Kinder zu ermorden und nur die kräftigen Männer, die Jünglinge und die Frauen, die zum Transport auf den Wald- und Gebirgswegen verwendet werden könnten, zu behalten. Und wenn die Verfolger dies alles nicht zurückbringen könnten, falls jetzt zu Ende des Winters das Gefälle des großen Flusses sie zu weit fortreißen würde, sollten sie ihre Reise bis ans Meer der Antillen oder an den Atlantischen Ozean fortsetzen . . .! Auf dieser terra incognita sollten sie sich in einem brauchbaren Hafenplatz einrichten, Schiffe erbauen und auf diesen Spanien oder die spanischen Besitzungen in Zentralamerika mit den erbeuteten Schätzen und Sklaven erreichen.

Unsere Ahnen erfuhren dies alles durch einen der Verräter, der als Führer gedient hatte und von ihnen später gefangen genommen wurde. Nach den langwierigen Vorbereitungen — Bau flacher Schiffe, Zusammenziehen der Boote und Lebensmittel —, die ihnen viel Zeit raubten, erreichten Orellano und seine zahlreichen Gefährten die Flüchtlinge erst einige Monate nach der Abfahrt auf dem Mittellauf des Maragnon, wo die mörderischen Kämpfe stattfanden, die das Land vor der Unterdrückung durch die Weißen befreiten (1541).

Die Parouaner oder Peruaner hatten sich am Maragnon niedergelassen, fälschlich Amazonenfluß genannt, an der Mündung eines seiner nördlichen Nebenflüsse, dem sie den Namen ihres Landes Parou oder Peru gaben, ein noch heute gebräuchlicher Name. Aber um jeden Angriff ihrer Todfeinde zu verhindern, verfolgten sie diesen Flußlauf über Stromschnellen und Wasserfälle bis zur Quelle in den Bergen, die sie nach ihrem Oberbefehlshaber Tumuc Humac benannten. Sie verstreuten sich dann in die benachbarten Landstriche, aber im Norden, um dem heißen, tödlichen Klima der sumpfigen Ebenen zu entgehen. So entdeckten sie den Parimasee inmitten eines vulkanischen Gebirgsstockes: der Parimaberge der englischen Karten. In diesen heilig gewordenen See versenkten sie ihre berühmten Schätze."

C. A. B.

Lachende Herbstsonne.

Nichts ist so wundersam wie jenes Glühen
Der Sonne, die den Herbst in Sommer lächelt,
Die noch ein letztes Mal uns heiß umfächelt,
Bis in den Augen junge Sonnen sprühen.

Bis wir im Herzen Melodien tragen
Von neuer, unvergleichlich schöner Jugend,
Bis sie an uns zur Wahrheit wird, die Tugend
Vom jungen Herzen in des Alters Tagen.

Vom jungen Leib auch trotz des Alters Würde!
Es ist die Zauberkraft im letzten Glanze,
Die Jugend auslöst in der Herbstesreife. —

Daß sie dies späte Glühen ganz begreife,
Neigt meine Seele sich dem Strahlenkranze,
Bis er sie hebt zu seiner Lichtkraft Würde!

H. M. Heidrich.

Bunte Chronik

*** Der Kuß-Dieb.** Ein Dieb, der sich nicht damit begnügt, Juwelen hübscher Damen zu stehlen, sondern zugleich seinen Opfern einen Kuß raubt, bereitet zur Zeit der französischen Polizei nicht wenig Kopfzerbrechen. Der Dieb ist jung und außerordentlich geschickt. Über seine letzte Großtat erzählt eine junge Witwe, die in einem luxuriösen Palais in der Nähe des Boulogne-Waldes wohnt. Als sie eines Nachts erwachte, sah sie einen jungen Mann von guter Figur mit einer Samtmaske vor dem Gesicht vor sich stehen. „Sie brauchen keine Angst zu haben, Madame" sagte der Dieb liebenswürdig. „Es tut mir furchtbar leid, daß ich gezwungen bin, einen kleinen Griff in ihren Juwelenschrank zu unternehmen. Ich hoffe, daß Sie mir diese Untat verzeihen werden, und ich nehme mir die Freiheit, Sie zum Abschied zu küssen." Im selben Augenblick beugte sich der galante Dieb über die erschrockene Schöne und gab ihr einen leidenschaftlichen Kuß. Andere Damen, die den Besuch des sonderbaren Nachtgespenstes empfangen haben, geben ähnliche Schilderungen.

Lustige Rundschau

*** Ehrlichkeit.** „Hast du von der großen Eisenbahnkatastrophe gelesen?" — „Nein. Ich lese seit vierzehn Tagen keine Zeitung." — „Warum das?" — „Weil ich vor vierzehn Tagen ein goldenes Etui gefunden habe und ich fürchte, auf ein Inserat des Verlierers zu stoßen. Du kennst mich, ich bin ein viel zu anständiger und ehrlicher Mensch, ich müßte es ihm zurückgeben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.